

considérable, tels le lignage ou la communauté ethnique. Il n'y a pas de quartiers afghans à Munich, Paris, Manchester ou Zurich. Là, l'exilé et sa famille sont confrontés, comme individus et non en tant que collectivité globale, à l'environnement non-afghan. L'adaptation au pays de résidence actuelle s'accompagne souvent d'un fort déclassement social et professionnel. Par exemple, tel fils de grand propriétaire, promis en Afghanistan à une haute fonction publique, travaille aujourd'hui comme terrassier, tel ex-haut fonctionnaire est veilleur de nuit. L'acceptation, voire la valorisation d'un tel déclassement professionnel et statutaire sont rendues possibles par l'itinéraire de l'exil même. Pour la plupart des exilés, le Pakistan ou l'URSS ont été le premier théâtre de ce déclassement. Après tout, nous confient-ils, mieux vaut travailler dans une pizzeria en Allemagne ou comme mécanicien sur auto en Suisse, que de toucher des rations alimentaires dans un camp au Pakistan ou d'être, à Kiev ou à Sofia, un étudiant déchu, dont la bourse n'est plus versée, comme c'était le cas à la fin des années 80 et au début des années 90. Le déclassement précède l'établissement en Europe.

Après un exil qui s'étend pour certains sur une vingtaine d'années, la diaspora afghane en Europe peut s'analyser selon une division en 3 générations; a) Le noyau actif comprend les hommes et les femmes de 25 à 55 ans environ; cette catégorie représente les pionniers de l'exil et a souvent réussi une intégration durable (quelle que soit la prégnance d'un "mythe du retour"). Qu'ils soient chômeurs ou actifs, les membres de cette catégorie se trouvent, on l'a vu, dans un statut en général déclassé par rapport à leur profession avant l'exil ou aux études effectuées.

Ce déclassement est partiellement compensé par l'idée qu'il est accidentel et qu'il n'entame en rien l'essence ou la valeur propre de ceux qui en sont victimes. b) La génération suivante est formée des enfants et adolescents qui sont en voie de scolarisation et de formation. Cette formation doit leur permettre, à eux et à la génération de leurs parents, de surmonter le handicap initial du statut perdu. c) La génération des parents âgés forme la troisième catégorie, celle que la première a fait venir d'Afghanistan ou du Pakistan. Elle n'a pas d'enracinement dans le pays d'accueil, mais représente pour les deux autres générations un lien idéal avec l'Afghanistan et aussi une mémoire vivante. C'est avec elle que les plus jeunes maintiennent l'usage du dari ou du pachtou.

Les Pachtouns représentent un pourcentage élevé parmi la diaspora afghane en Europe, plus élevé que celui qui est le leur dans la configuration ethnique de l'Afghanistan. Se dire Afghan, c'est-à-dire pour eux aussi Pachtoun, est une affirmation marquant positivement la recomposition identitaire en exil. Ils insistent, par exemple, sur le rôle des Afghans dans l'écroulement de l'URSS, déclarent préserver leur héritage spirituel. Cette déclaration est renforcée par une forte endogamie. L'aptitude à s'intégrer dans la société d'accueil est, selon eux, un signe – ou une preuve – de leur supériorité, ainsi qu'une qualité morale spécifiquement afghane. Le sens positif attaché à l'"être afghan", dans le processus identitaire, est renforcé par la maîtrise des risques et des hasards de l'exil. Les membres de la diaspora opposent la supériorité essentielle de l'identité afghane aux accidents de l'histoire, même en l'absence – ou dans l'éloignement – d'un Etat-nation. ♦

Références

Pierre et Micheline Centlivres-Demont, *Exil, diaspora et changement social: le cas de l'Afghanistan*, in: Mondher Kilany (sous la dir.): *Islam et changement social*, Lausanne, Payot, 1998, pp. 219-229.

Pierre et Micheline Centlivres-Demont et Tina Gehrig, *La diaspora afghane: le paradoxe apparent de l'identité et de l'intégration*, in: Pierre Centlivres et Isabelle Girod (dir.), *Les défis migratoires à l'aube du 21e siècle*. (2000)

Nina Glick-Schiller, Linda Basch & Cristina Szanton Blanc, *From Immigrant to Transmigrant: Theorizing Transnational Migration*, in: *Anthropological Quarterly*, 68/1, Washington, 1995, pp. 48-63.

Elisabeth Rubi

Afghanische Musiker im Exil

Das Beispiel der Khanqah von Qandhi Agha in Peshawar

Die Ablehnung der Musik unter den Taliban ist nichts Neues, ihre Stellung ist seit jeher kontrovers. Der Grund liegt vor allem darin, dass der Koran keine Aussagen zu diesem Thema macht. Weiter verstärkt wird die Ablehnung durch die zahlreichen Hadithe, die vor der Musik warnen und diese verbieten. Sicherlich fürchten sich die orthodoxen Kreise vor der Macht dieser Kunstgattung, da ihr etwas Magisches und deshalb Unkontrollierbares anhaftet. Ganz anders sahen es jedoch schon vor Jahrhunderten die Sufis, die die Erfahrung machten, dass das Hören von gesungenen mystischen Texten hilfreich sein konnte, sie auf dem Weg ihrer Gottsuche weiter zu bringen.

Der Kreis wird enger

So haben verschiedene Sufiorden das Musikhören in ihre Rituale aufgenommen und es konnte eine Entfaltung und Entwicklung der klassischen Musik stattfinden. Der wichtigste Orden in dieser Hinsicht ist die Chishtiyya, die vor allem in Indien, Pakistan und Afghanistan ihre Anhänger hat. Zahlreiche klassische Musiker aus Kabul folgen noch heute dieser Linie. Wie die Musik wird auch der Sufismus von den

Elisabeth Rubi, Cellistin in Bern, bereist Afghanistan und Pakistan seit Jahren regelmässig. Soeben hat sie ihr Lizentiat an der Universität Bern mit einer Arbeit über Heiligenverehrung in Pakistan und Nordindien abgeschlossen.

fundamentalistischen Kreisen abgelehnt und so ist es verständlich, dass Musiker wie Sufis nach und nach aus Afghanistan geflüchtet sind.

Zu erwähnen ist aber, dass nicht erst seit den Taliban die Musikentwicklung gefährdet ist. Bei mehreren Besuchen bei den Heratmusikern habe ich schon unter der Regierung von Ismael Khan von ihren Schwierigkeiten gehört. Sie hatten

kaum noch Möglichkeiten, ihren Lebensunterhalt zu verdienen, da die Auftrittsmöglichkeiten krass eingeschränkt wurden. Verheerend hat sich dieser Umstand auf die weiblichen Musiker ausgewirkt, ihr Freiraum wurde noch mehr eingeschränkt. Es fehlt ihnen nun schon jahrelang an Nachwuchs und es ist zu befürchten, dass ihre Kunst verloren geht. Wegen gefürchteten Denunzierungen durch die Nachbarn ist auch jegliches Musizieren in den eigenen vier Wänden nicht mehr möglich.

Der neue Treffpunkt: Peshawar

Die Khanqah von Qandhi Agha in Peshawar bietet den Musikern wie den an Sufismus Interessierten eine (wenn auch nur kleine) neue Heimat. Eines Abends holte mich der aus Herat geflüchtete Musiker Amir Jan ab und führte mich

durch die verwinkelten Gassen von Shaheen Town, ein von zahlreichen Flüchtlingen bewohntes Quartier in Peshawar. Immer mehr wuchs die aufgeregt wirkende Menschenmenge in der Gasse an und plötzlich drängten sich alle durch ein Tor in einen Hof. Der Blick ins Innere war überraschend, Hunderte auf dem Boden sitzende Männer füllten den festlich geschmückten Raum aus. Auf einer Bühne spielten Musiker, und mir war nicht klar, was das zu bedeuten hatte. Nach einiger Zeit wurde die Gruppe ausgewechselt und der als bester Sänger geltende Sharif Ghazal übernahm den Sologang und begleitete sich gleichzeitig auf dem Harmonium. Neben ihm lag ein Gedichtband, aus dem er Gedichte auswählte und vertonte. Die Leute hingen an seinen Lippen und gingen sehr stark auf die Musik ein, warfen bei bestimmten Versen die Arme in die Höhe oder stießen die Bewunderungsrufe «Wah, Wah» aus.

Der Sänger wurde von einer Rhythmusgruppe aus Tabla, verschiedenen Schellen und Händeklatschen begleitet, weiter spielten eine Rabab, das afghanische Lieblingsinstrument, und die nordafghanischen Lauten Dutar und Dambura mit. Zwischendurch wurde die Musik durch einen eindrücklichen Dhikr und gemeinsame Gebete unterbrochen, und dann setzte das Konzert mit neuem Elan wieder ein. Mein Begleiter flüsterte mir zu, dass Sharif Gedichte von Bedil singe.

Eindrücklich war, mit welcher Liebe und Sorgfalt dieses Fest geplant und organisiert war. Auf einem Spruchband konnte ich dann entziffern, dass der zweite 'urs von Qandhi Agha gefeiert wurde. 'Urs bedeutet «Hochzeit» und damit wird eigentlich das Überführen der Braut zum Bräutigam bezeichnet. Im Kontext der Sufis jedoch ist damit das Erinnern an einen Heiligen anlässlich seines Todestages gemeint. Der Mystiker glaubt, im Augenblick des Todes das Verschmelzen mit dem Göttlichen zu erreichen und damit auch das Ziel auf der langen Reise seines Weges, der Tariqa. In jenen Regionen, (Afghanistan, Pakistan und in den muslimischen Teilen Indiens), wo sich der Heiligenkult immer noch einer grossen Beliebtheit erfreut, werden diese Tage nach wie vor als grosse Feste gefeiert. Einen wichtigen Teil des Festes bildet die Musik und so wird den Musikern eine Plattform

zum Auftritt und zum Erwerb ihres Unterhaltes geboten.

Peshawar besitzt unzählige kleine Schreine und wenn es sich herumerzählt, dass nächstens ein 'urs gefeiert werde, bereitet man sich auf dieses erfreuliche Ereignis vor. Gerade für die meist arbeitslos herumsitzenden afghanischen Musiker ist das eine willkommene Abwechslung im oft langweiligen Alltag und zudem bietet sich eine Gelegenheit, neben Freude und Anerkennung auch einige Rupien zu ergattern. So hatte ich in den letzten Jahren immer wieder die Chance, all die grossen hervorragenden afghanischen Musiker zu hören, zum Beispiel den aus Herat stammenden Rababspieler Rahim Khush Nawaz, der heute in Mashhad im Exil lebt; weiter den Bruder und die Neffen des ehemals grössten Sängers von Kabul, die Familie von Sar Ahang, die nun auch im Ausland lebenden Musiker Nashenas und Mahwash, den Tablaspieler Ustad Arif, den erst kürzlich aus Mazar geflüchteten Zirbachalimeister Malang (der Zirbachali ist eine Art Trommel).

Qandhi Agha und Bedil

Die Übernahme der Hauptstadt durch die Taliban im September 1996 liess auch die letzten noch in Kabul wohnenden Musiker flüchten und so sah ich alte Bekannte aus Kabul plötzlich in der Khanqah Qandhi Aghas wieder, dem neuen Treffpunkt der geflüchteten Musiker. Der 'urs von Qandhi Agha nimmt wegen des Konflikts in Afghanistan eine etwas besondere Stellung ein. Es wird nicht wie normalerweise am Grabe dieses Sufis gefeiert, denn dieses liegt auf dem Hügel über Kabul und so sind Anlässe dieser Art dort nicht mehr möglich. Weiter kommt dazu, dass nicht nur Qandhi Aghas gedacht wird, sondern gleichzeitig auch Mirzâ 'Abdul Qâdir Bedils, des 1721 in Delhi verstorbenen grossen Dichters. Der Grund liegt darin, dass Qandhi Agha als der grösste Kenner und Interpret dieses schwer verständlichen Dichters galt. Bedil war einer der letzten, der im damals noch persischen Delhi um 1700 noch in dieser Sprache schrieb. Es war die Zeit, da die Urduichtung im Entstehen war und man diskutierte diese neue Sprache in den Dichterkreisen rund



Die Khanqah des Qandhi Agha in Peshawar ist zum Treffpunkt geflüchteter afghanischer Musiker und Poesiefreunde geworden. (E. Rubi)

um Andalib, den Vater von Mird Dard, einen der grössten Urdudichter. An diesen Versammlungen (mushairas), an denen auch die Musik sehr wichtig war, nahm Bedil regelmässig teil, er war eine der wichtigen Figuren im kulturellen Leben Delhis. Sein Grab kann noch heute im Garten seines Hauses in Altdelhi besucht werden.

Interessanterweise ist seine persische Dichtung in Iran kaum bekannt, jedoch erfreut sie sich in Afghanistan und Zentralasien grosser Beliebtheit. Wichtige, immer wiederkehrende Themen sind die ständige Bewegung und Vergänglichkeit alles Geschaffenen:

*Wir sind nur ein Tropfen der Schöpfung,
aber die Güte Gottes ist wie eine Meereswelle,
deren Umarmung alles leicht erscheinen lässt;*

*Der Tau denkt weder an die Knospe noch an die Rose,
er bedenkt sein eigenes Zerfliessen.*

Qandhi Agha lebte von 1915-1994 in Afghanistan und wurde schon früh, als seine Familie aus politischen Gründen in die Verbannung in den Registan geschickt wurde, auf Bedil durch Träume und Visionen aufmerksam. In der heissen Wüste machte er sich erstmals Gedanken über verschiedene Themen und Verse der Dichtung Bedils:

*Aus Sehnsucht, Dich zu schauen, sieh in
der Wüste Brust, die Wanderdünen pochen
wie ein erschöpftes Herz.*

Er widmete dann sein ganzes Leben der Ergründung der Gedichte dieses persisch schreibenden indischen Dichters. Qandhi Agha schuf und leitete jahrelang ein Zentrum in Kabul, wo sich an Dichtung und Mystik Interessierte trafen, um sich zusammen über die Verse ihres Lieblingsdichters Gedanken zu machen. Qandhi Agha begann auch, in Kabul fern vom Grabe Bedils, dessen 'urs zu feiern. Für unser Thema ist wich-

tig, dass der grosse Sänger Sar Ahang während 20 Jahren sein Schüler war und so durch ihn auch ein grosser Bedilkenner wurde.

Lebende Tradition und Zufluchtsort

Die Ausbildung der jungen Musiker erfolgt in Asien nach wie vor in der Familie und so lernten Sar Ahangs Neffen Sharif und Farid dessen Kunst von Grund auf. Als die beiden nach den Wirren in Kabul vom August 1992 in Peshawar auftauchten, waren wir alle überwältigt von ihrer Musik, Amir Jan war so ergriffen nach dem ersten Lied, dass er in lautes Schluchzen ausbrach. Nach jener 'urs-Feier im Frühjahr 1996 lud mich dann Asir, der Sohn Qandhi Aghas ein, an den wöchentlichen Zusammenkünften, wann immer ich Lust hätte, teilzunehmen. Jeden Donnerstag, nach dem Mittagsgebet (Zohr ca. 13.30), versammeln sich die Interessierten im Hause Asirs, der dieses Zentrum nach seiner Flucht aus Kabul in Peshawar eröffnete, um dem Wunsch seines Vaters, das Licht Bedils weiterzutragen, hier im Exil nachzukommen. Asir wählt für jede Zusammenkunft einige Zeilen aus dem Diwan Bedils aus, liest und erläutert sie und diskutiert sie dann mit den Anwesenden. Jeder kann Fragen stellen, wenn ihm etwas unklar ist, und alle äussern ihre Meinung zum Text.

Gegen 16 Uhr füllt sich der Raum noch mehr, denn das Musikprogramm beginnt. Die an der Wand hängenden Instrumente werden verteilt und Asir regelt, welcher der anwesenden Sänger wie lange spielen kann. So wechseln sich die Musiker ab und man kommt in den Genuss ausgezeichneter Musikvorträge. Vor dem Maghribgebet rezitiert der dazu bestimmte Mann aus dem Koran, bis dann alle zusammen beten und das Programm zu Ende ist.

Seit dem Herbst 1998 sind diese Zusammenkünfte noch spannender, denn damals floh auch der ältere Sohn Majhur aus Kabul, nachdem er wegen dieser kulturellen Betätigung einige Zeit von den Taliban eingesperrt worden war. Nun leitet er die Interpretationen der Texte. Er gilt als einer der besten Bedilkenner, er hat sich das Wissen seines Vaters angeeignet und erweitert und seine Erklärungen wären es Wert, an jeder Universität der Welt gehört zu werden. Wenn man gebannt seinen Ausführungen lauscht, die er mit leuchtenden Augen vorträgt, hat man das Gefühl, einen der letzten Weisen der untergehenden afghanischen Kultur vor sich zu haben. Diese Khanqah ist eine wahre Insel für die geplagte, geflüchtete afghanische Bevölkerung, ein Ort, wo sie für einige Stunden ihre verlorene Heimat wiederfinden. ♦

Moskaus Weg in Afghanistan

1979 mag es vielen unverständlich erschienen sein, dass sich Moskau durch den Einmarsch in Afghanistan auf ein Abenteuer einliess, das nicht zu gewinnen war. In einer gewichtigen Neuerscheinung untersuchen Pierre Allan und Dieter Kläy, welche Instanzen in Moskau die Entscheidungen trafen, und vor allem: warum sie so entschieden, wie sie dies taten, bis hin zum Rückzug. Da spielen ideologische Momente ebenso mit wie bürokratische Ab-

läufe und unterschiedliche Einschätzungen von Politikern im fernen Moskau und russischen Kommandanten an der Front. Das Werk beruht auf ausgedehnter Archivforschung und ist ausgiebig dokumentiert.

Pierre Allan, Dieter Kläy: Zwischen Bürokratie und Ideologie. Entscheidungsprozesse in Moskaus Afghanistankonflikt. Verlag Paul Haupt, Bern, 670 Seiten.

Marguerite Reut

Die Taliban

und die Unterdrückung der afghanischen Frauen

Vor gut 20 Jahren, im Frühjahr 1978, als der kommunistische Umsturz stattfand, war Afghanistan ein sehr armes Land, in dem die Menschen in der kargen Landwirtschaft, im Handwerk und Handel ihr Auskommen fanden. Die Gesellschaft war tief religiös aber nach dem damaligen Verständnis des Islams doch tolerant. Das Leben war geprägt

von patriarchalischen, stammesverbundenen Traditionen. Dass die Frauen, mit wenigen Ausnahmen in der Hauptstadt, schon damals von ihren Männern als eine Art schwache Unterkategorie der Gesellschaft betrachtet und behandelt wurden, ist nur wenigen aufgefallen. Deshalb ist es für Europäer, die über längere Zeit dort Kontakt mit der Bevölkerung hatten, befremdend, wenn heute in den Medien, aber auch von feministischer Seite, die von den Taliban verordnete Pflicht zum Tragen des Schleiers als grösster Verstoß gegen die Würde der Frauen angeprangert wird. Sicher bedeutet dieser Schleier (Tschaderi genannt, in Pakistan Burqa) eine Einschränkung der Freiheit der Frauen. Aber es ist nur ein Symbol für wichtigere Formen der Unterdrückung, und dazu ein Symbol, das schon vor den Taliban zur Alltagskultur der meisten Afghaninnen gehörte, ihnen pa-

Marguerite Reut, Bern, hat in Paris Ethnologie und Iranistik studiert und promoviert. Sie hat 1966-1977 Afghanistan jährlich besucht und steht bis heute im Kontakt mit verschiedenen Hilfsorganisationen.

radoxerweise aber einen gewissen Schutz gewährte.

Dass sich die Afghaninnen vor den Blicken der Männer ausserhalb des Frauenbereiches im Hause und erst recht ausser Hause schützen mussten, gehörte schon immer zur von Männern bestimmten Tradition. Die meisten Männer waren – und sind – der Überzeugung, dass die Frau als «Hüterin der Ehre

des Mannes, der Familie und des Clans» nicht den Blick eines andern Mannes reizen darf. Mollah Omar, der Chef der Taliban, hat diese männliche Vision der Frauen in einem Interview so beschrieben: «Von Natur aus ist die Frau schwach und gegen Versuchung nicht gefeit. Wenn man sie ohne Überwachung eines Familienangehörigen ausser Hause gehen lässt, wird sie rasch auf den Pfad der Sünde geraten wegen Männern, die nur ihr Vergnügen suchen.» Wer ist da Opfer, wer Täter?

Schon in den sechziger Jahren hatte die damalige Königin öffentlich den Schleier abgelegt und die Afghaninnen aufgefordert, es ihr gleich zu tun. Mit wenig Erfolg. Nur wenige, ausserhalb des Hauses arbeitende Frauen trugen «nur» noch ein Kopftuch und einen langen Mantel. Es war schwer für die Frauen, sich dem sozialen – sprich männlichen – Druck zu entzie-